

Herman Hesses Briefe und späte Prosa

Autor(en): **Basler, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **19 (1951-1952)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758641>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HERMANN HESSES BRIEFE UND SPÄTE PROSA

Von Otto Basler

Der Briefband ist Hesses deutschem Freund und Verleger Peter Suhrkamp gewidmet, einem Menschen, in dem der Dichter ein Deutschtum verwirklicht und fortleben sieht, zu dem er ja sagen kann und dem er sich verbunden fühlt; ein Deutschtum, das im Feuer von Hitlers Hölle nicht vernichtet werden konnte, das sich zählebig in unsre Zeit hinübergerettet hat und in seinen Trägern und Vertretern, die geschunden und zerschlagen der Tortur entronnen sind, verheißungsvoll fortzuleben verspricht. «Du hast etwas tief Christliches und zugleich etwas Oestlich-Stilles in Dir, einen Hauch von Tao, eine verborgene Verbindung mit dem Herzen der Welt. An diesem Geheimnis werde ich noch oft herumsinnen», schreibt Hesse im letzten Brief des Bandes, dem Glückwunschbrief zum 60. Geburtstag Suhrkamps, und gibt in dieser besonnenen Wesensinterpretation des Freundes ein Stück eigenen innern Wesens preis; einen Teil von jenem geheimnisvollen komplexen Seelen- und Geistesbild, in das dem Leser der vorgelegten ausgewählten Briefe ein tiefer Einblick gewährt wird. Es ist die Ruhe, jenes Christliche und Oestlich-Stille, dem die tausend Einsichten, Strahlungen, die vielen immer neu ergreifenden Variationen der Themen und Motive, die dem Dichter zur Abwandlung aufgegeben sind, entspringen.

Hesse hat in seinem ganzen dichterischen Werk, seinen Betrachtungen und Bekenntnissen nie mit der Preisgabe seines Innersten gekargt, wenn es für ihn darum ging, seine Welt- und Menschen- erfahrung als erlebte und stets erlebbare Wirklichkeiten dem Leser als Hilfeleistungen oder zur Errettung aus ähnlichen Nöten anzubieten. Er hatte für den gültigsten Ausdruck dieser Wirklichkeiten die bewährte, mythisch erhärtete Form von Gleichnis und Symbol gefunden, und er blieb dieser hohen Form, die vom «Demian» weg dem Werk den reifen Glanz verleiht, bis zur späten Prosa treu.

In seinen Briefen nun, die als Rede und Stimme von Mensch zu Mensch, von Individuum zu Individuum gedacht sind und einen jeden, der sie liest, dort ansprechen, wo er ihrer bedarf, begibt sich der Dichter durchaus nicht der Form, die seine Dichtung festigt

und im wahren Sinne überzeitlich macht; aber er erklärt, durchblutet diese besondere Form und zerlegt sie, wo es nötig ist, in ihre Bestandteile, indem er Stimme um Stimme, Thema um Thema, Motiv um Motiv aus der Vielstimmigkeit der Fugierung herauslöst, um ihnen im kurz und konzentriert gebauten Duett der brieflichen Form kammermusikartiges, direkt ansprechendes Leben zu geben. Das Bekenntnis ist dem Saga-, dem Legendenstil und -spiel entbunden und in den Rahmen eines scheinbar privaten Austausches, des Briefes, gebracht. Das schöne dabei ist, daß dieses große Briefmosaik als Gesamtbild, Gesamtsystem wie ein Gürtel Hesses dichterisches Werk umschließt. Die zahllosen Motive des Werkes liegen einzeln vor uns, in gedanklich und künstlerisch einwandfreier Ordnung. Auch da, wo der Dichter nicht von seinen Büchern spricht und tut, als wäre nicht er der Meister, der sie geschrieben hat, da leuchten sie herüber, das Werk in den Brief und dieser in das Werk. Es ist eine organische Wechselbeziehung vorhanden, die den aufmerksamen Leser beglückt. Wie aber aus dem Motiv der Briefaussage, dem Gedanken, dem Erlebnis das hohe Spiel mit der letzten gültigen Form, wie die Dichtung wird, das bleibt Geheimnis des Schöpferischen und muß es bleiben; denn das Mysterium des Dichterischen gehört auch für den Dichter selber zu den unerklärlichen Erscheinungsformen des Geistes. Was dem Leser aber offenbar wird und was er beobachten kann, das sind die lebendigen Beziehungen zwischen den dinglichen, den handfesten Wirklichkeiten zu den Wirklichkeiten der höheren Form in der Dichtung.

Hesses Briefe sind zum größten Teil Reaktionen, Antworten auf Anrufe von außen. Mit wenigen Ausnahmen, wo Hesse selber der Initiant ist und ein Anliegen freundschaftlicher oder kollegialer Art zum Ausdruck bringt, handelt es sich bei diesen nach ganz bestimmten Gesichtspunkten und nicht nach der Person oder Art des Empfängers ausgelesenen und zusammengestellten Briefen um Dokumente, die erneut und eindringlich Hesses menschliche, politische und künstlerische Haltung und Gesinnung klarlegen. Der Dichter weist viele Frager auf schon Gesagtes, Gedachtes, im Werk gestalthaft Festgelegtes hin, wenn ihm die Art der Fragestellung Lücken verrät.

«Was heißt Gesinnung?», so wird ein Briefschreiber zurückgefragt, der mit dem Wort Gesinnung umgeht, als ob dieses der Gehalt, dessen es erst bedarf, selber wäre. Was Gesinnung in Hesses Verstand ist, erfahren wir durch die Lektüre seiner Briefe; sie ist der tragende und bindende Gedanke im Leben, das, was diesem einen «Sinn» gibt: Bei Hesse, dem gebildeten Humanisten, ist es

die *Humanität*. Sie ist in eigen-sinniger Form seine Lebensgrundlage. Hier ist sie nicht Ausdruck einer schöngeistigen Anwendung zu sentimentaler Verbrüderung, sondern Ergebnis, Produkt eines langen und strengen Lebens- und Denkprozesses; sie entspringt tiefsten Einsichten und wird zur erhaltenden Idee in Hesses Menschen- und Gottempfinden, in dem sie als eine beherrschende Wirklichkeit ihre Existenz hat. Jeder der vorgelegten Briefe, ob es sich beim Adressaten um ein junges Mädchen, einen Achtzehnjährigen, um André Gide oder Thomas Mann handelt, ist ohne Ansehen der Person von der selben Substanz erfüllt.

Die Mehrzahl der Briefe ist an junge Menschen, vor allem an Deutsche, gerichtet, die mit ihren Anliegen, Nöten persönlicher oder allgemeiner Art vor den Dichter treten und bei ihm Rat und Trost suchen oder einfach, um in ihm, dem Wissenden, Verstehenden, Widerhall oder Bestätigung zu finden. Auch wenn die Antworten auf die zahllosen Fragen, vom Dichter selber häufig ins rechte Licht gerückt und sachlich präzisiert, in manchen Fällen negativ ausfallen müssen, so versäumt es Hesse nie, anzumerken wie er es macht, warum er es so und nicht anders macht, wie und was er glaubt, hofft und wie er sich selber durchfindet durch die angeprangerte «Sinnlosigkeit» von Leben und Welt. So, wenn er einer jungen Briefschreiberin antwortet: «Dennoch habe ich den Glauben, daß die Sinnlosigkeit überwindbar sei, indem ich immer wieder meinem Leben doch einen Sinn setze. Ich glaube, daß ich für die Sinnhaftigkeit oder Sinnlosigkeit des Lebens nicht verantwortlich bin, daß ich aber dafür verantwortlich bin, was ich selber mit meinem eigenen, einmaligen Leben anfangen. Mir scheint, ihr Jungen habet sehr viel Lust, diese Verantwortlichkeit wegzuworfen. Dort trennen wir uns . . .»

Dies unverblümete Bekenntnis zum Individualismus, zu dem Hesse, auch auf die Gefahr hin, als unzeitgemäß zu gelten, unbeirrbar steht, weil er vor allem andern die Gefahr der Vermassung erkannt und erlitten hat, kommt besonders schön in seinem letzten Gruß an André Gide, den geliebten Gefährten und Gesinnungsfreund, zum Ausdruck: «Seien Sie denn noch einmal begrüßt von einem alten Individualisten, der nicht im Sinne hat, sich einer der großen Maschinerien gleichzuschalten.»

Es ist die Ehrfurcht vor dem Leben des Einzelnen, des «Menschenbruders», was Hesse zur Ehrfurcht, zur «Ehrfurcht vor dem Leben» an sich geführt hat, in dem und über dem er das Walten eines Gottes weiß: «. . . weil ich ohne irgendeine Ehrfurcht, ohne Hingabe an einen Gott nicht leben mag.» Nie gibt Hesse die Denkart, die er in Werk, Aufsatz und Brief vertritt, als ihm allein zu-

gehörig aus. Er nennt freimütig ihre Quellen und betont ihr verbundenes und verbindendes Vorhandensein in den Literaturen aller Zeiten und Völker. Es ist die Denkart «aller Geistigen», die derjenigen der «Politiker, Generäle und ‚Führer‘ genau entgegengesetzt» ist: «Wir halten vom Führen nicht viel, vom Dienen alles. Wir pflegen vor allen anderen Tugenden die Ehrfurcht, aber wir bringen diese Ehrfurcht nicht Personen dar.»

Hesses politische Anschauungen sind von seinem Glauben, seiner Religiosität, seiner Frömmigkeit, der Humanität als Gesinnung nicht zu trennen. Sein Skeptizismus der Kirche gegenüber ist nicht etwa die Frucht von Ressentiments oder eines trotzigem Selbstbewußtseins; auch er beruht auf leidvoller Erfahrung, Gewissensnot, der ethischen Forderung des Künstlers nach Toleranz: «Wären seine Kirchen (die Kirchen Christi) und Priester so wie er selbst, dann bedürfte es der Dichter nicht.» Alles, was nach Masse, nach Kollektiv, Massierung und Uniform aussieht, ist ihm verdächtig, weil er aus Erfahrung weiß, wie leicht verführbar und durch Phrasen entzündbar die Masse ist und wie bald der Mensch in ihr sein persönliches Gesicht verliert; gleichviel, von welcher Seite der Appell erfolgt und von welcher Art er sei. Darum wird er nicht müde, den vielen jungen Deutschen, die ihn um Rat fragen, in abgewandelter Form immer wieder zuzurufen, was er dem einen sagt: «Es würde mir Freude machen, wenn Sie all Ihre Kraft darauf wenden würden, das Individuelle, Einmalige, Schöne in Ihnen zu Gestalt und Reife zu bringen, und das andre, Kollektive, möglichst abzubauen, mindestens ihm zu mißtrauen, es ist eine Mitgift ohne viel Wert... Das ist mein ganz subjektiver Eindruck...»

Ein Satz in diesem Buch, der in der Fülle des Inhalts, der Mannigfaltigkeit der Stimmen und Aussagen leicht übersehen werden kann, ist besonders merkwürdig — auch in bezug auf den Reiz, den ein von Hesse formulierter Gedanke stets hat: «Nach meiner Erfahrung ist der ärgste Feind und Verderber der auf Denkfaulheit und Ruhebedürfnis beruhende Drang nach dem Kollektiv, nach Gemeinschaften mit absolut fester Dogmatik, sei diese nun religiös oder politisch.» Daher gehört auch: «Ich glaube nicht, daß mein Leben ohne Sinn, daß ich ganz ohne Mission wäre. Das Ausharren inmitten des Chaos, das Wartenkönnen, die Demut vor dem Leben, auch wo es durch anscheinende Sinnlosigkeit beängstigt, auch sie sind Tugenden, zumal in einer Zeit, wo neue Erklärungen der Weltgeschichte, neue Sinngewinnungen des Lebens, neue Programme jeder Art so wohlfeil sind.» In einem weiteren, ein Jahr später datierten Brief ist dieser Gedanke weitergeführt: «Je weniger ich im ganzen an unsere Zeit glauben kann, je mehr ich das Menschen-

tum verkommen und verdorren zu sehen meine, desto weniger stelle ich diesem Verfall die Revolution entgegen, und desto mehr glaube ich an die Magie der Liebe.»

Hier ist das Wort vertreten, in dessen Bann und Kraft und aus dessen Antrieb der Dichter sein Werk und auch diese Briefe geschrieben hat: Liebe. Sie ist für ihn das Tatsächlichste, ihr gilt sein Dienst, der lebendige, nie erlahmende Versuch, unter dem Schutt von Worten und Gebärden danach zu graben und den Glauben an die Liebe als eine der menschlichen Urgegebenheiten trotz allen Gegenkräften und Enttäuschungen rein zu halten. Er hat hiezu seine Hilfsmittel, und es gibt in diesem Buch nicht viele Briefe, die ganz ohne Hinweise oder Andeutungen auf die Glauben und Liebe stärkenden Mittel bleiben. Es sind die bewährten, die unvergänglichen, der «Heiligkeit des Lebens» dienenden Dinge: die Aussagen und Tröstungen der östlichen Weisen, die Evangelien, die Musik, Sprache und Dichtung usw.; alle jene Dinge und Künste, deren der Mensch in seinen höchsten Momenten und Erscheinungen fähig ist, und deren er in seiner Not so sehr bedarf. Mit ihrer Hilfe vermag sich der immer anfällige und gefährdete Mensch unter Anstrengungen, die von ihm schicksalhaft gefordert sind, in die «kosmische und göttliche Ordnung» zurückzukämpfen. Wer nicht die Organe hat, alle geistigen Strahlungen auf sich wirken zu lassen, für den ist immer eine ihm gemäße, ihm nach seinem Gesetz zugeordnete und zuge dachte Welt offen, und diese muß er sich erobern und mit ihr eins werden, wenn er mit sich selber und dem Leben fertig werden will.

Es ist das Ungewöhnliche an diesen Hesse-Briefen, daß sie vorerst behutsam festzustellen versuchen, wo im Ganzen und in welchem Verhältnis zu dessen Teilen die Empfänger stehen. Ob es sich um politische, religiöse, um Glaubensbriefe, Briefe über die Kunst oder das praktische Leben handle: immer setzen Hesses Reaktionen, Ermutigungen, Klärungen, Korrekturen usw. genau da ein, wo die Problematik des ihm zugetragenen Falles sichtbar wird, und die intime Zwiesprache ist so geführt, als ob es sich beim Partner um den wichtigen Abgesandten einer eigenen Welt handelte, dessen Anliegen ernst genommen werden müssen: «Ich bin mein Leben lang ein Verfechter des Einzelnen, der Persönlichkeit gewesen, und ich glaube nicht daran, daß es Allgemeingesetze und Rezepte gibt, mit denen dem Einzelnen gedient wäre.» Nie ist von Hesse der Versuch gemacht, Anschauungen, Meinungen, Empfehlungen weder zum persönlichen Dogma noch zum allgemeingültigen Glaubenssatz zu erheben. Alles läßt er fließen, wie es muß. Jede Gewaltanwendung ist ihm ein Greuel, gleichviel ob es um

äußere oder innere Gewaltübung geht. Aber er weiß beständig, was in den Laufrichtungen liegt, ob sie zum Guten oder Bösen weisen. Dem jungen ehemaligen Nationalsozialisten, der sich heute nicht mehr zurechtfindet, sagte er: «Lernen Sie, einerlei wo, einmal wirklich dienen, wirklich sich hingeben, wirklich an die Sache zu denken statt an sich selber, das ist der einzige Weg aus Ihrer Einöde heraus.» Einem Freund in Deutschland schreibt er im Januar 1944: «...suchen Sie durchzuhalten. Wenn auch der Bestand an Tao keine Verminderung erleiden kann, so kommt es doch in solchen Zeiten sehr auf die Einzelnen an, die das Erbe hinübertragen zu den Späteren.» Von der Art und Weise des Versuches hängt das Gelingen ab, und von dem Grad der Selbstbescheidung und Hingabefähigkeit des Einzelnen an den nächsten Dienst das Werden einer auf den Einzelwert bauenden Gemeinschaft.

Die dauernde Wachheit und vitale Reaktionsfähigkeit des Dichters, sein Vertrautsein mit allen bewegenden Problemen dieser Zeit und seine Gabe, die allgemeine Krise und ihre Merkmale im Einzelmenschen und seinem Verhalten zu erkennen, rechtfertigt vor seinen Lesern nicht bloß die Herausgabe der Briefe: sie sind von ihm gefordert als militanter Kommentar zum dichterischen Werk und als sichtbares Zeichen der aktiven Teilnahme am Zeitgeschehen und am menschlichen Wohlergehen.

Diese in völlig unrhetorischer und doch so beredter Prosa abgefaßten Briefe bedürfen der fehlenden Gegenstimme nicht, da sie von ihr erfüllt und im Grunde nichts anderes sind als meisterliche Modulationen von gegebenen Motiven, Widerhall von Tönen, die durch den Dichter Einordnung und Wertung erfahren haben.

*

«Späte Prosa», eine Sammlung von elf Prosastücken, Erzählungen und Betrachtungen aus den Jahren 1944 bis 1950, ist wenige Wochen vor den Briefen erschienen. In beiden Werken tritt eine erstaunliche Koinzidenz der Aussage, der Unmittelbarkeit von Ton und Empfindung und des persönlichen Sich-Stellens zutage. Das späte reife Musizieren in den elf Stücken ist Bestätigung des in den Briefen Vormotivierten und Angetönten. Die Polyphonie im Briefwechsel, als Echo auf vielstimmige Anrufe von außen zustandegeworfen, wird in «Späte Prosa» zu kontrapunktischer Eröffnung der eigenen Innenwelt. Die hier zu Aussage und Geltung kommende Zahl der Stimmen ist kaum geringer als die in den Briefen. Der Anklage, der Forderung, dem Ruf von außen steht die fein differenzierte Selbstanklage und -prüfung gegenüber, dem äußern Bedürfnis nach Klarheit das eigene innere; der Ruf nach Beseelung des

Lebens zaubert aus eigenen Tiefen das Glückserlebnis hervor; und der Bogen vom jugendlichen Briefschreiber zum alten angesprochenen Dichter dort wird hier zum Verbindungsmittel zwischen eigener Jugend und eigenem Alter, der wirkliche Dialog zum imaginären, magischen. An vielen Stellen in dieser aufgelösten, in heiterer Gelassenheit dahinschreitenden Prosa findet eine scheinbar zwanglose, vom Schicksal spät angesetzte und in ihren Folgen wichtige Konfrontation des Alten mit dem Jungen statt. Aus der geisterhaften Wechselbeziehung, die hinter dem natürlichen Lebensablauf und Vorwärtstreben immer bestand, wird die neue Wirklichkeit des Alters, des Weiseseins, das neue Werk und die neue Form. Der Uebergang vollzieht sich nicht schmerzlos, nicht ohne Versuchung zur Hingabe an den reinen Traum, an die verlorene Welt, so wie sie sich in der Erinnerung spiegelt. Es geht nicht mehr. Der Zustand des Geborenwerdens ist endgültig überwunden, nicht aber die Wahrheiten und Elemente, die den Prozeß befördern helfen: «So muß auch ich mich bemühen, so viel Wahrheit einzufangen, als irgend möglich ist.» Sie gehören mit zum Bild, dem Altersbild, das der Dichter in seiner späten Prosa von sich gibt; er weiß und fühlt, daß die Einheitlichkeit des Bildes keinen ungelösten Rest von Klang und Farbe unter sich verträgt und daß alle Dunkelheiten und quälenden Dämonien, die wie alle Heiterkeiten ihr Recht verlangen, mit dazu gehören: «... denn der ‚Sinn‘ ist ja eben jene Einheit des Vielfältigen, oder doch jene Fähigkeit des Geistes, den Wirrwarr als Einheit und Harmonie zu ahnen.»

Ob es sich um das wirkliche Erleben von Glück, die beklemmende Begegnung mit dem Bettler, das Rigierlebnis des jungen und des alten Hesse, die Erfahrung mit der Tücke des Objekts in «Der gestohlene Koffer», das zwiespältige Wiedersehen mit dem Schulkameraden Martin, die späte Wiederbegegnung mit einer großen Seelandschaft usw. handelt: immer sind es Mensch und Dichter zutiefst aufwühlende Dinge und Vorgänge, süß und bitter zugleich, und immer ist etwas «Urhaftes und Mythisches» darin enthalten. Aber die holden wie die bedrückenden Bilder und Erlebnisse steigen nicht wie einst in jugendlicher Ungezwungenheit, in loser, unberechenbarer Folge an den Tag, sie sind beobachtet, kontrolliert, geprüft auf Gehalt und Form; der Geist schaltet sich aktiv in den Beschwörungsvorgang ein; er macht ihn zu einem Destillationsprozeß und analysiert ihn und seine Umstände. Doch ist die Magie des Erlebnisses nicht etwa zerstört, vom Bewußtsein beeinflußt oder diesem unterstellt; das Erlebnis wird auf jene neue Ebene gehoben, wo Bild und Reflexion, Form und Substanz zur gleichgewichtigen Einheit werden. Die Erzählung tritt in eine neue

Dimension ein; sie verliert vielleicht ein Zuviel an Naivität zugunsten geistiger Potenzen, der Bewußtseins-elemente. So kommen neuartige und neuwertige dichterische Gebilde zustande wie etwa «Beschreibung einer Landschaft», wo die persönlichen Einsichten über die Dinge das Objektive, das Absolute treffen und in einer Sprache Ausdruck finden, die nur noch Dienst bedeutet und mit Bild und Gedanken eins wird.

In einem dieser Prosastücke steht der wichtige Satz: «Ich verstand übrigens mehr die Musik und Mimik des Auftrittes, von den Worten nur wenige.» Musik und Mimik glimmen sechzig Jahre fort, bis der Funke zünden kann; sechzig Jahre müssen vergehen, bis die Stunde da ist und das eine unter tausend ähnlichen Erlebnissen heraufgerufen wird und in der ihm bestimmten Form endgültig zur Ruhe kommen kann. Ferne und Nähe überschneiden sich im Erlebniskreis, sie sind innerhalb des geistigen Zusammenspiels gleichwertig. Ueber dem Glanz der späten Erkenntnisse wirkt der «unerklärliche Trieb zu einsamer Arbeit, einsamem Spiel», zu vollkommener Schau, Sichtung und Darstellung des Erlebten. Im Einzelnen offenbart sich das Ganze, der «Sinn» und die Bedeutung der menschlichen Erlebnisfähigkeit, und erst in den Folgen ist die Erlebnisnotwendigkeit zu erkennen und zu werten. Wer wie Hesse die Kunst besitzt, über Jahrzehnte hinweg das Erlebnis bis in die geheimnisvollen Verwurzelungen nachzuleben und sinnvoll in den Lebensorganismus einzubauen, der hat vielgestaltige Möglichkeiten, das Dasein zu verstehen und damit sinnvoll zu bestehen. Er ist begnadet, auf rätselhaften Anruf hin ins «Offene» zu schauen und «etwas vom Glanz und Klang, etwas vom Licht der zeitlosen Freude» in seinem Leben leuchten und erklingen zu lassen. Und der Leser hat teil an dem schönen späten «Spiel»; es ist ihm Hilfeleistung, Genuß und Stärkung. Denn dieses Spiel bemüht sich um die reinsten menschlichen Glückseligkeiten.

Hermann Hesse *Briefe und Späte Prosa* sind im Verlag Suhrkamp, Berlin und Frankfurt a. M., erschienen.